

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. H. Adams.
Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Der Nigger rief uns zu Tisch. Wir aßen in der Kajüte, wo die noch immer verschlossene Kiste stand; Pulz, der vorgab, Kenntnisse im Schlosserhandwerk zu besitzen, wollte später seine Kunst daran probieren. Nach dem Essen gingen wir zunächst wieder an Deck. Die Insel erschien jetzt nur noch als ein leuchtender Fleck am Horizont. Ich lehnte mich über die Reeling, schaute dorthin und streifte dabei zufällig mit dem Blick das unter mir pendelnde kleine Boot. Sofort durchzuckte mich der rettende Gedanke, daß ich damit zu Percy Darrow zurückdrubern könne, wenn ich meine Flucht noch in derselben Nacht bewerkstelligte. Wir beide würden dann schon mit Fischen und Hammelfleisch unser Leben fristen, bis wir uns aus den Trümmern des „Goldenen Horns“ ein Fahrzeug zusammengebastelt hätten, mit dem wir vielleicht zur Zeit der Sommerpassate eine oder die andere der Sandwich-Inseln erreichen könnten. Ein vorüberfahrendes Handelsschiff brachte uns dann vielleicht von dort wieder in die Regionen der Zivilisation zurück. Wohl erkannte ich die Abenteuerlichkeit meines Planes, doch schien er mir lange nicht so verzweifelt als meine Lage inmitten der Räuberbande, besonders seit diese ungehinderten Zutritt zu den Getränken hatte.

Während solche Gedanken sich in meinem Kopfe kreuzten, erglühete plötzlich eine der vielen dunkeln Wolken über mir, die sich den ganzen Nachmittag bald zusammengeballt, bald wieder zerstreut hatten, in seltsam warmem Schein, der eine erschreckende Lehnlichkeit mit Percy Darrow's „Teufelsflammen“ aufwies. Merkwürdigerweise aber sah es so aus, als ob die Beleuchtung nicht wie bei vulkanischen Ausstrahlungen von unten herausdränge, sondern von außen auf die Wolke geworfen würde. Gleichzeitig empfand ich einen scharfen, innerlichen Ruck, der, obgleich nur von Augenblickes Dauer, mich doch wie ein elektrischer Schlag von Kopf bis Fuß durchzuckte.

Ich konnte diese verschiedenen Eindrücke jedoch nicht zergliedern, denn meine Aufmerksamkeit wurde unmittelbar darauf durch einen schweren Fall in der Kajüte abgelenkt, worauf Pulz mit entsetzlichem Geschrei die Treppe herauf und das Deck entlang stürzte. Handy Salomon packte ihn und warf ihn zu Boden.

„Mein Gott, Raat — was hast du?“ schrie er.

Aber Pulz antwortete nicht. Er wand sich in Zuckungen und blieb schließlich mit steifen Gliedern und verdrehten Augen regungslos liegen.

„Krämpfe!“ sagte Thraxles achselzuckend.

Die allgemeine Aufregung legte sich. Man stößte dem Leidenden gewaltsam Rum ein, und nach kurzer Zeit erholtte

er sich, konnte uns aber keine Aufklärung über seinen Anfall geben.

Nachdem das Abendessen verzehrt und der Tisch abgeräumt war, schritt Handy Salomon zu einem erneuten Versuch, die Kiste zu öffnen.

„Der Poncho“ hier behauptet, er sei Mechaniker gewesen!“ sagte er. „Mit andern Worten also Einbrecher, da könnt ihr Gift drauf nehmen. Also schlägt die Kiste in sein Fach.“

Grinsend lehnte sich Perdosa über den Deckel und fing an, mit einem krummen Draht das Schloß zu bearbeiten, während die übrigen sich dicht um ihn drängten. Ich nahm die günstige Gelegenheit, wo das Gesamtinteresse sich in diesem Brennpunkt sammelte, wahr, schlich nach der Tür und sah zu meiner Ueberraschung eben ein paar Beine auf der Treppe verschwinden. Es war Pulz. Da ich angenommen hatte, daß jeder einzelne stark genug bei der Sache interessiert wäre, um beim Auspacken der vermuteten Schätze zugegen sein zu wollen, kam mir dieser unerwartete Zwischenfall sehr in die Quere. Ich hoffte jedoch, daß Pulz sich nach dem Vorderkastell begeben und ich das Hinterdeck leer finden würde.

Noch einen Blick warf ich zurück. Atemlose Erregung hielt die Piraten, auf deren Leidenschaft durchwühlte Züge das Licht der Hängelampe scharfe Schatten warf, in Bann. Mit ihren schmutzstarrten, blutigen Lumpen und den unraffierten Gesichtern bildeten sie einen schneidenden Kontrast zu dem flederlosen Weiß, dem blühenden Metall und glänzenden Leder in Old Scrubs Kajüte.

Als ich die Stufen hinaufgesprungen war, versagten meine geblendeten Augen mir oben in der Sternennacht zunächst den Dienst. Um sie an das Dämmerlicht zu gewöhnen, blieb ich eine Weile stehen. In der nächtlichen Stille vernahm ich jetzt nur das Säusen des Windes in der Takelage, das Anklatschen des Wassers an die Wanten und den Metallklang von Perdosa's Instrument.

Von Pulz entdeckte ich keine Spur und tröstete mich schon damit, daß er wohl nach vorn gegangen sein werde, als ein zufälliger Blick in die Takelage mir hoch oben, dicht am Hauptmast seine Silhouette zeigte. Was er dort wollte, war mir rätselhaft, doch zerbrach ich mir nicht weiter den Kopf darüber, sondern freute mich, daß er mich auf diese Weise nicht stören konnte.

Gern hätte ich eine Waffe und Munition oder wenigstens etwas Zwieback und Wasser mitgenommen, aber dazu war keine Zeit mehr. Noch immer sah ich am Horizont die dunkle Glut der Insel, so hatte ich also meine Feuer- und Rauchsäule, um mich zu leiten. Ohne Zögern löste ich das Tau und zog das Boot längsfeins.

Was nun folgte, will ich so genau wie möglich und in richtiger Reihenfolge schildern.

*) = mexikanischer Mantel; Spitzname für Mexikaner.

Ein langer, weißer Lichtstrahl schoß durch das Kajüten-
dach zu beträchtlicher Höhe empor. Er schimmerte durch
die hölzernen Planken wie durch Glas und war felsamer-
weise von scharf begrenzter, rechteckiger Form wie ein
Luftschacht. Vom Augenblick seines Erscheinens an trat
vollkommene Windstille ein.

Obgleich die strahlende Säule ihre geraden, bestimm-
ten Umrisse behielt, verbreitete sich das Licht an der Stelle,
wo sie an dem Kajütendache hervortrat, wie flammendes
Öl, und das Feuer, wenn man es so nennen will, drang
mit unglaublicher Geschwindigkeit durch alle Rippen und
Fugen zwischen den Planken, bis das ganze Deck einem
Feuerwerkstück ähnlich in feinen, glühenden Linien
sfiziert war. Von jeder dieser Linien aus griff das Feuer
dann weiter um sich, als ob es durch die Planken jiderte.

Der ganze Vorgang dauerte nur einen Augenblick.
Ich konnte mich weder bewegen, noch schreien, ja, mein
Fassungsvermögen reichte nicht einmal mehr zur bloßen
Beobachtung aus. Plötzlich wurde die Totenstille unter-
brochen. Durch einen harten metallischen Klang. Dann hörte
ich einen gellenden Schrei. Pulz war durch ein starkes Ueber-
holen des Schiffes aus der Lafelage geschleudert worden,
stürzte gegen die Keeling und über Bord ins Wasser.
Dann erdröhte wieder ein furchtbarer Schrei, ein zweiter,
ein dritter — und im nächsten Augenblick stürmten alle
Leute der Mannschaft aus dem Kajütereingang, rannten
wie Wahnsinnige an die Bordwand und sprangen ins
Wasser.

Meine Gedanken fingen an, sich zu verwirren.

Obgleich ich die Flammen, die jetzt das ganze Schiff
einhüllten, zu spüren meinte, fühlte meine Hand sich ganz
kühl an. Alles verschwamm mir vor den Augen, dann wuchs
unplötzlich ein tolles Verlangen riesengroß in mir empor,
von dessen unwiderstehlicher Kraft Sie sich keine Vorstellung
machen können: der Wunsch nach Wasser. Es war nicht Durst
oder die Sehnsucht, die mir undeutlich zum Bewußtsein
kommende, körperliche Glat zu lindern, sondern eine ganz
unbezwingliche, jähe Begierde nach der Flüssigkeit selbst.
Ohne Zögern, als ob es das Natürlichste von der Welt
wäre, schwang ich mich über die Keeling, um mich ins
Meer zu stürzen. Ich entsinne mich nur noch des letzten
Nüchternen Eindrucks. Es war der eines wahren Schmelz-
ofens von Licht. Dann empfand ich eine starke Erschütte-
rung und verlor das Bewußtsein.

Dritter Teil.

Verlassen auf der Insel.

1. Kapitel.

Der Kreuzer „Wolverine“.

Als Slade seine Erzählung beendet hatte, herrschte
tiefes Schweigen in der Messe der „Wolverine“. Kapitän
Parkinson, der ferngerade in seinem Stuhl saß und starr
über den Berichterstatter hinwegblickte, schien wie ein Rich-
ter die geschilderten Tatsachen abzuwägen. Doktor Tren-
dons knorrige, halb im Schatten verborgene Gestalt war
ganz in sich zusammengesunken. Seine hellen Augen blickten
mit leicht besorgtem Ausdruck auf Slades Gesicht. Die
andern standen völlig unter dem Bann des Gehörten.
Wie Kinder, denen im Theater die Welt um sie her ver-
sunken ist, folgten sie hingerissen den Worten Slades, und
wie jene beim plötzlichen Fallen des Vorhangs, so redeten sie
sich und blinzelten mit den Augen, als die Erzählung zu
Ende war.

Bei Slade, der leidenschaftlich erregt gesprochen hatte,
trat ein starker Rückschlag ein. Er murmelte ein paar un-
zusammenhängende Worte —

„Das wäre alles,“ schloß er. In die Gruppe kam
Bewegung — Stühle wurden gerückt und scharften auf dem
Boden.

„Von allem Außergewöhnlichen, das man jemals — —“
murmelte eine Stimme in nachdenklichem Ton —

„Das wäre alles...“ wiederholte Slade einbringlich.
„Weshalb sagen Sie nichts?“

Seine Stimme klang heiser. „Glauben Sie mir nicht?“
„Ruhig — ruhig!“ befahl der Arzt.

„Meinetwegen mögen Sie denken, daß ich Ihnen eine
Räuber Geschichte erzählt habe!“ murmelte Slade, plötzlich
zusammenbrechend. „Es ist mir gleichgültig.“

„Wir fahren ja nach der Insel!“ beruhigte ihn Fort-
sythe.

„Und das ist gut so!“ rief Slade. „Mögen Sie mir

nun glauben oder nicht — nur holen Sie mir Percy Dar-
ron von der Insel! Dann werden Sie auch hören, was der
zu sagen hat!“

„Darunter dürfte manches Interessante sein!“ mur-
melte Fortsythe leise.

„Wünschen Sie noch irgend eine Auskunft von mir?“
wandte Slade sich förmlich an den Kapitän.

„Warten Sie einen Augenblick!“ unterbrach ihn Tren-
don. „Boy, bringen Sie einen Kognal für Mr. Slade!“

„Nur über das Schicksal unserer Leute möchte ich gern
etwas wissen,“ antwortete der Schiffskommandant nach
kurzer Ueberlegung.

„Es tut mir leid, daß ich Ihnen darin nicht dienen
kann,“ erklärte Slade kopfschüttelnd.

„Doktor Trendon sagte mir schon, Sie wüßten nichts
von Edwards.“

„Edwards?“ wiederholte Slade, im Geiste noch bei den
kürzlich erzählten Erlebnissen verweilend, unsicher.

„Erinnern Sie sich nicht, daß Barnett, als Sie das
Bewußtsein wiedererlangt hatten, Sie nach Edwards
fragte?“ kam Trendon dem angestrengt Nachdenkenden zu
Hilfe. „Er war einer unserer jüngeren Offiziere, der auf die
„Laughing Laß“ kommandiert wurde.“

„Natürlich! Nun entsinne ich mich —“

„Wir beorderten Mr. Edwards an Bord des verlassenen
Schoners, als wir diesen zum ersten Male trafen,“ erklärte
der Kapitän.

„Verzeihung!“ erwiderte der Reporter. „Mein Hirn
arbeitet offenbar noch nicht ganz richtig. Erlauben Sie
einen Augenblick!“ Stumm saß er ein Weilchen mit ge-
schlossenen Augen da.

„Wann trafen Sie die „Laughing Laß“?“ fragte er
dann plötzlich.

„Zum erstenmal vor fünf — nein — sechs Tagen.“

„Dann haben Sie also das Feuer gelöscht?“

Unwillkürlich rückte jeder mit seinem Stuhl vor, und
der Kreis schloß sich enger um Slade, der den Kapitän
ansah und sich mit zuckenden Lippen sichtbar aufs
äußerste anstrenzte, seine Gedanken zu konzentrieren. Der
Arzt beobachtete ihn, stirnrunzelnd.

„Dort war kein Feuer,“ sagte der Kapitän.

Slade fuhr empor.
„Kein Feuer! Ich habe es aber doch gesehen. Als ich
über Bord sprang, stand der Schoner in hellen Flammen.“

„Sie stürzten in das kleine Boot und verloren das
Bewußtsein!“ jagte Trendon. „Gehirnerschütterung! Wahr-
scheinlich sind die Flammen, die Sie gesehen zu haben
glauben, eine retroaktive Fiebererscheinung.“

„Ach was! Retroaktiver Blödsinn!“ schrie Slade. „Ver-
zeihen Sie mir, Doktor Trendon! Wenn Sie aber gesehen
hätten, was ich sah, — Barnett!“ wandte er sich Beistand
suchend an seinen alten Bekannten.

„Es brannte wirklich nichts,“ erwiderte der Offizier.
„Mit Ausnahme der angelegten Steuerbordreeing fanden
wir keine Spur irgend eines Feuers.“

„Oh, das kam von der Lava,“ sagte Slade, „und hatte
nichts auf sich.“

„Das war aber tatsächlich alles,“ entgegnete Barnett.

„Lassen Sie mich den Hergang noch einmal wieder-
holen,“ sagte der Berichterstatter langsam. „Sie fanden
also den Schoner, der nicht brannte, auch nicht einmal
gebrannt zu haben schien, und schickten unter Ihrem Leut-
nant Edwards eine Besatzung an Bord. Durch den Sturm
wurden Sie von dem Schiff getrennt und trafen es dann
wiederum verlassen an. Stimmt das so?“

„Jawohl, und das war vorgestern morgen!“

„Dann hat das Feuer die ganze Zeit geschwelt, und als
es ausbrach, sprangen Ihre Leute ins Wasser.“

„Unmöglich!“ rief Barnett.

„Von Mr. Edwards kann ich nicht annehmen, daß ein
Schiffsbrand ihn dazu getrieben haben sollte, seinen Posten
zu verlassen; und zwar um so weniger, als der Schoner nicht
einmal von den Flammen zerstört wurde!“ warf der Ka-
pitän ein.

„Es hat ja auch unsere Schar über Bord gejagt,“
wiederholte Slade beharrlich. „Glauben Sie, die seien Feig-
linge gewesen? Als jene Hölle aber losgelassen wurde, da
mußten sie einfach über Bord, sage ich Ihnen, ob sie
wollten oder nicht. Furcht war es keineswegs, und eben-
wenig Schmerz — — So etwas läßt sich eben nicht erklären.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Anfänge des modernen Kriegswesens.

Von Professor Dr. A. Doren.*

Noch im 17. Jahrhundert war es so, daß der Deutsche überall, wo es in der Welt zu kämpfen galt, an erster Stelle stand, daß er den Vorkämpfer der höheren Züchtung damals folgte, wie er bis in die jüngste Zeit solchen Vorkämpfern im friedlichen Wettbewerb, nicht immer im Interesse seines Vaterlandes, gefolgt ist. So konnte es kommen, daß Deutschland, trotz aller furchtbaren Prüfungen und allen Menschenverlusten der Religionskriege, dank seiner unverwundlichen Volkskraft noch immer aus unverjährlieh fließenden Quellen die fremden Länder mit Kämpfern speiste.

In Preußen aber, wo die Herrscher seit dem Großen Kurfürsten sich der sittlichen Pflicht gegenüber ihrem Land und ihren Untertanen im vollsten Maße bewußt waren, galt es jedenfalls bei den Staatsangehörigen mit allen Mitteln, auch solchen strengsten Zwangs, erzieherisch zu wirken, um jenes Verantwortungsgefühl dem Staate gegenüber allmählich zu wecken, vor allem aber den Bedarf an Soldaten gegenüber einem finanziell überlegenen Wettbewerb von außen her unter allen Umständen zu sichern.

So wurde zuerst zwar das Prinzip der Freiwilligkeit bei den Werbungen dem einzelnen gegenüber vom Staate beibehalten, aber Kreise und Gemeinden wurden zur Rekrutierung gezwungen und so das Odium verstärkter Zwangswerbung auf sie abgewälzt. Und nun taucht, gerufen von der Notwendigkeit, dem werdenden Großstaat seinen Bestand durch eine schnell anwachsende Armee zu sichern, auch in Preußen um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts der in der Antike wie in den ältesten Zeiten deutscher Geschichte schon verwirklichte, dann vom Stauß der Jahrhunderte verschüttete Gedanke von der Wehrpflicht des freien Mannes wieder auf.

Das Schwiebrücken von Staat und wechsaftem Volk, die Annahme einer Neugestaltung des Heeres zu dem, was es nach Treitschkes Wort in jedem Staate sein sollte: „die zusammengefaßte physische Macht des Volkes“, das ist das wichtigste Ergebnis der absolutistischen Epoche.

Mit dem Sieg der monarchischen Zentralgewalt wird der Krieg zum letzten Gewaltmittel zur Durchsetzung der persönlichen Politik der Staatsleiter. Die Periode der Kabinettskriege, die hierdurch charakterisiert ist, wird erst im Zeitalter Friedrichs des Großen und durch die „Veise en masse“ der Französischen Revolution überwinden; der Preuße von 1756 wußte zuerst wieder, wofür gekämpft und gelitten wurde, und es war doch nicht nur mehr die strahlende Helle seines Glaubens an den großen König, die ihm die 7 jährige Nacht seiner Leiden durchleuchtete, sondern auch der Glaube an die Sache, der diese Kämpfe galten.

In der Entwicklung der Technik liegt der größte Fortschritt in der Erfindung des Schießpulvers und der Feuerwaffen. Gerade der technische Materialismus dieser Erneuerung brachte es mit sich, daß sie so ungeheuer langsam und nur unter tausend technischen und oft auch feilschen Widerständen sich durchsetzte: galt doch noch lange der Gebrauch der Feuerwaffe als des braven, persönlich tapferen Einzelkriegers unwürdig. Während vor allem die schwere Artillerie nicht zum wenigsten durch die Verdienste Kaiser Maximilians bald technisch vervollkommen wurde, führte die Ausrichtung der Infanterie und später die der Reiterei mit den neuen Waffen zu einer Taktik von ungeheurer Schwerefälligkeit, die fast nur zum plumpen Massenstoß fähig war. Erst die langsam durch Moriz von Dranien, dann durch Gustav Adolf, durch die großen Franzosen zur Zeit Ludwigs 14., Condé und Turenne, endlich durch die preussischen Fürsten seit dem Großen Kurfürsten und ihre Helfer sich durchsetzenden technischen Erneuerungen führten wieder zu einer Erleichterung der Waffen, zur Auflösung der Massen, zu taktischer Gliederung, zur Bildung von Reserven; bis es Friedrich dem Großen im 7jährigen Krieg durch die volle Ausbildung der Linientaktik und die Wiedereinführung der sogenannten schiefen Schladordnung, durch Steigerung der Feuergeschwindigkeit und -regelmäßigkeit bis zu sechs Schuß in der Minute bei der Infanterie, durch Wiederbelebung eines schneidigen Angriffsgeistes bei der Reiterei, endlich durch die Trennung der Feld- von der Belagerungs- und Belagerungsartillerie gelang, die preussische Armee zu jenem jedem kleinsten Druck nachgebenden Instrument umzuschaffen, das fähig war, den Armeen halb Europas siegreich gegenüberzutreten. Auf dem Gebiet des Festungsbaues, des Verteidigungs- und Belagerungswesens sind dagegen zuerst die Holländer in ihren Freiheitskämpfen, dann die Franzosen, vor allem der geniale Vauban, Lehrer Europas gewesen.

Weit geringer sind die Fortschritte, die die Kriegsführung während dieser Periode in der Richtung auf Vermenschlichung ihrer Methoden, auf die Durchsittlichung ihrer Aufgabe gemacht hat. Dem „Sacco die Roma“ zu Beginn dieser Periode folgen die

*) Wir entnehmen diese interessanten Ausführungen einem Beitrag des Verfassers zu dem sechsen erschienenen Bänden der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“: Kulturgeschichte des Krieges (Verlag W. G. Teubner, Leipzig, geb. M. 1.20, geb. M. 1.50) von den Leipziger Universitätsprofessoren Dr. A. Weule, Dr. E. Bethke, Dr. B. Sämmler, Dr. A. Doren und Dr. F. Herre, das Krieg und Kultur in ihrer gegenseitigen Verflechtung und Bedingtheit von der Urzeit durch Altertum, Mittelalter und Neuzeit bis zur Gegenwart verfolgt. Grenz der französischen Religionskriege und des 30jährigen

Krieges, folgt zu Ende des 17. Jahrhunderts die entsetzliche Verwüstung der Pfalz durch die Landen Rétaes; und erst die Kriegsführung Friedrichs des Großen zeigt wenigstens das Streben eines aufzuklären, freien und weiten Geistes, Blünderung und Verwüstung als Selbstzweck zu bannen und sie nur im Rahmen höherer, unumgänglicher Kriegszwecke als notwendige Uebel gelten zu lassen. Auch im eigenen Heere konnte der Unterian, der dem Staate gegenüber seine Pflicht tat, nicht mehr mit der rein geschäftsmäßigen Härte und Gefühllosigkeit, die dem Soldner gegenüber bis zu einem gewissen Grade notwendig war, behandelt werden. Noch immer aber, und jetzt sogar wieder in erhöhtem Maße infolge der erhöhten Beweglichkeit der Heere und der Notwendigkeit, ihre Verpflegung von der heimischen Magazinverforgung einigermaßen unabhängig zu machen, mußte das besetzte feindliche Land das Heer ernähren und grausame, unbezahlte Requisitionen, vor allem auch in den Zeiten der „Winterlager“, in denen der Kampf ruhte, dulden. Auch das Sanitätswesen lag noch ziemlich im argen, wenn auch hier gerade manche Fortschritte zu verzeichnen waren. Nach dem Vorbild der Städte war schon im Heere der Landtsknechte ein Wundarzt für jedes Fähnlein vorgesehen, aber allerdings nur in den seltensten Fällen vorhanden. Auch hier brachte erst die Verstaatlichung mit der Forderung wissenschaftlicher Vorbildung der Feldchirurgen eine wesentliche Besserung vor allem auf dem Gebiet der Wundbehandlung und die Anfänge einer Kriegshygiene; zu Beginn des 18. Jahrhunderts begegnen wir zuerst auch der Forderung eines erhöhten Schutzes für die Verwundeten und ihre Pfleger. 1671 wird zu Paris für die Kriegskrüppel das erste Invalidenhaus gegründet.

Zum ersten Male hat sich seit der Antike wieder in dieser Periode, die, geistesgeschichtlich angesehen, als Zeitalter der Renaissance und der Aufklärung erscheint, auch die von religiöser Bewundung freiverdende Wissenschaft wieder des Heeres- und Kriegswesens bemächtigt: einmal dadurch, daß sie das Wesen von Taktik, Artillerie und Strategie historisch und systematisch zu durchdringen und, gestützt vor allem auf die großen Lehrbücher der Spätantike, ihrem inneren Wesen nach klarzulegen versuchte; dann aber dadurch, daß auch die höheren und schwereren Probleme der Heeresverwaltung, des Verhältnisses von Volk und Heer, ebenso wie die des Wesens und der inneren Verdrängung der Kriege selbst unter dem furchtbaren Druck der Not der Zeit wieder Leben gewannen.

Ueber die Untersuchung der Mittel und Ziele der Kriegsführung aber hinaus schritt dann diese Zeit, die zum ersten Male wieder überall nach dem irdischen Wesen und dem ursächlichen Zusammenhange aller Dinge suchte, auch fort zur Untersuchung des Wesens der Kriege selbst und ihrer sittlichen und rechtlichen Grundlage. Mitten in den Stürmen des 30jährigen Krieges erschien im Jahre 1625 das grundlegende Werk des holländischen Staatsmannes und Gelehrten Hugo Grotius „Von Recht des Krieges und des Friedens“, das die Grundlagen der gesamten modernen Völkerrecht schuf.

Vermischtes.

* Wie soll man Daueräpfel aufbewahren? Um Daueräpfel mit Erfolg zu halten, müssen sie einen kühlen Raum mit geringem Feuchtigkeitsgehalt haben. Auf offenen Herden in ungeeigneten Räumen werden sie bald weß und verlieren ihre Qualität. Wo ein passender Aufbewahrungsort nicht gegeben ist, tut man nach einem Ratsschlag der Zeitschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ am besten, die Äpfel in Tonnen oder Kisten gepackt in den Keller oder auf einen frostfreien Boden zu bringen. Zu dem Zweck werden sie sorgsam von allen Flecken oder wurmfressigen Früchten gesondert, dann lagenweise in die Tonne, wozu sich sehr gut saubere Zementtonnen eignen, gepackt, so daß sie ohne Druck, aber fest aneinander liegen. Sie werden mit sauberem Papier bedeckt; dann verschließt man sie fest mit einem Deckel und bringt sie an ihren Standort. Jede Sorte wird natürlich für sich gepackt und mit der genauen Bezeichnung versehen. Vorzüglich halten sich der Schöne von Boscop und die Große Kaffeler Reinecke. Sie bleiben, wenn gut verpackt, frisch bis in den Sommer hinein.

* Zur Seifenersparnis. Zur Reinigung gestrichener Dielen, lackierter Holzmöbel usw., die gewöhnlich mit Seifenwasser abgewaschen wurden, empfiehlt die Wochenschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau“ bei der jetzigen Seifenknappheit die Anwendung einer Mischung von 15 Gramm Salmial (nicht Salmiakgeist), 50 Gramm Pottasche, 5 Gramm Borax, 1 Liter aufgekochtem und abgekühltem Wasser. Ungegrichene Nüchtere, Bretter usw. mit Bleiblaug und Sand abbürsten. Kachelöfen: Einem Schuß Salmiakgeist in das Wasser gießen. Glascheiben, Silber usw. wuschen: Spiritus mit Schlammkreide verreiben, damit den Gegenstand einreiben, trocken lassen, mit weicher Bürste oder weichen Papierballen abreiben. Am Seife bei der Wäsche zu sparen, ist es wichtig, daß man vorher feststehende Flecke, wie Obstflecke, mit einem Fleckmittel entfernt. Ein unschädliches Mittel, das man sich in einer Drogerie herstellen lassen kann, besteht aus 100 Teilen Seifenwurzeln, 25 Teilen Zitronensaft und 10 Teilen Weingeist. Zum Einweichen der Wäsche verwendet man statt Borax und Soda doppeltkohlensaures Natron: auf einen Waschtubi mittlerer Größe zwei Eßlöffel. Die Wäsche wird kalt mit dem Natronwasser aufs Heize gebracht und muß lang-

samt erwärmt werden, natürlich nicht bis zum Kochgrad. Dann wie üblich waschen.

Leichtes Deffnen von Einmachegläsern. Bei den Erbsengummiringen siben die Deckel der Einmachegläser oft sehr fest, und ein Deffnen ist nur mit Gewalt möglich. Daburch wird Glas und Gummiring zum nochmaligen Gebrauch oft wertlos. Um dies zu verhindern und den Gummiring gebrauchsfähig zu erhalten, empfiehlt „Dies Blatt gehört der Hausfrau“, das Glas ohne Klammer in einen Kopp mit Wasser zu setzen und es einige Minuten locken zu lassen, bis der Deckel sich leicht abheben läßt. Durch dieses Verfahren bleiben die Gummiringe erhalten. Allerdings dürften bei den neueren Ringen, die weniger Elastizität besitzen, die Klagen über allzu festen Schluß seltener vorkommen. Das weniger gute Material dieser Gummiringe läßt einen zweiten Gebrauch so wie so kaum zu.

Die Galinsoga. Nur wenigen ihrem Namen nach bekannt, ist dieser Neuling, ein Unkraut, das sich an manchen Orten in einem Maße verbreitet, daß es schwer fallen wird, seines Herr zu werden. Gerade im letzten Jahre ist infolge der mitunter längere Zeit anhaltenden Regenzeiten, auch wohl infolge mangelnder Arbeitskräfte die Unkrautentwicklung sehr groß gewesen. Das zeigte sich besonders in den Kartoffelfeldern. Hier bildet es sich naturgemäß, sobald das Kartoffelkraut abzusterben anfängt. Das ist dann die Zeit, in der die Kartoffeln gepulzt d. h. vom Unkraut gereinigt werden müssen. Aber niemand kam dazu. Die Zeit wurde durch die lang anhaltende Heuernte, der die Getreideernte auf dem Fuße folgte, vollständig in Anspruch genommen. Der Grund, daß man sich durch das Ausziehen des Unkrauts Schaden tue, ist wohl hinfällig, denn bei trockenem Wetter entsteht nicht nur kein Schaden, sondern ein augenfälliger Nutzen, wie jeder Landwirt weiß. Unter den gegebenen Verhältnissen war es denn die Galinsoga, die sich, alle anderen Pflanzen verdrängend, so recht nach Auslandsort breit machte. Sie stammt nach der mir vorliegenden „Flora von Dösch und Scriba“ aus Peru, von wo sie mit ausländischem Samen in hiesige Gegend verschleppt wurde. Daß sie ein Kind wärmerer Landstriche ist, geht auch aus der Tatsache hervor, daß sie schon beim ersten Herbststreich Schwarz wird und absterbt. Ihrer Gemeingefährlichkeit wegen soll hier ihr Steckbrief folgen, denn während sie noch vor ungefähr 40 Jahren hier und da auf gebautem Felde verwildert vorkam, z. B. bei Darmstadt, an der Rosenhöhe, nach Eberstadt zu, bei Braunshardt usw., kommt sie in der Umgegend von Gießen jetzt massenhaft vor, und ich vermute, daß sie sich auch andernwärts schon eingenistet hat. Wo sie sich aber einzeln oder in Gesellschaft zeigt, mache man kurzen Prozeß mit ihr und rotte sie recht gründlich aus. In genannter Flora wird sie folgendermaßen beschrieben: „Blätter gegenständig, breitereiförmig, gezahnt; Köpfelein klein, kugelig, lang gestielt, in dreigabeligen Cymen, Strahlenblüten 5-6, weiß.“ Hinzufügen will ich noch des besseren Verständnisses halber, daß die Pflanze zu den Korbblütlern (Compositen) gehört. Einen anderen Namen, den man der Pflanze vielleicht gegeben hätte, wie dies ja bei anderen Pflanzen vielfach vorkommt, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Aber jedermann wird auch wissen, was gemeint ist, wenn ich erwähne, daß es manche Leute mit der Senfe oder Sichel erst abbauen müssen, ehe sie ihre Kartoffeln ausmachen konnten. Es wuchert vornehmlich in den Feldern, die in regelmäßiger Folge Kartoffeln und Korn oder auch fortgesetzt Kartoffeln aufweisen, denn in diesem Fall findet diese Pflanze die günstigsten Fortpflanzungsmöglichkeiten, ein Grund mehr für eine vernünftige Saatenfolge. Auf keinen Fall dürfte man dieses Unkraut zur Blüte oder gar zur Samenreife kommen lassen, denn dann ist es zu spät, wenn man es auch verbrennt, sondern in grünem, jungem Zustand muß es sorgfältig entfernt werden. Dr.

Büchertisch.

Das deutsche Wunder. Roman von Rudolph Strah. (Ullstein & Co., Berlin.) Dieses Werk ist, so schreibt der Verlag, das erste eines Zyklus, der begonnen ist mit dem Willen zur Größe. Die Schranken zu überschreiten, die in den Jahrzehnten vor dem Weltkriege für den deutschen Roman bestanden, das machtvolle Geschehen in machtvollen Bildern wiederzugeben, das ist der Wunsch, den Rudolph Strah in den ehernen Sätzen des Vorwortes ausspricht. Durch ganz Europa fährt ihn, den Kenner des Slavischen Ostens, des franko-britischen Westens, der Völker am Mittelmeer, seine den ungeheuren Stoff meistende Erzählerphantase. Vom goldenen Kreml, von der Uspenky-Kathedrale, die nach feierlichem Wittgottesdienst, beim Läuten stürmender Glocken, der Zar Nikolaus verläßt, wandert sein Blick zum Konfordinenplatz, über den umjubelt der Britenkönig einzieht. Petersburg zeigt er, Brüssel, London, die Heede von Spithead, einen italienischen Hafen, Belgrad, Cetinje, und inmitten der feindlichen Koalition, die allenthalben in diesem strahlenden Sommer 1914 den Weltbrand heraufbeschwört, das umdrohte, noch friedliche Deutschland.

Schüsse vor Warschau. Roman von Christian Bouchholz. (Ullstein & Co., Berlin.) Dieser Roman des Erzählers Christian Bouchholz, der 1914 als westpreußischer Kanonier nach Rußland zog, steht im Zeichen des polnischen Winters. An

den Ufern der vereisten Dyura liegt das Kriegstheater, das er malt, liegen in braunem Fickack deutsche und russische Schützengräben. Am nebligen Horizont steigen die Fabrikschornsteine von Blonje auf, und ein Meer von Häusern glaubt der ungebildige Blick zu sehen. Ist es Warschau, die heißumkrittene, große, nur noch einen Tagemarsch von den Siegern entfernte Stadt? In einer Villa nahe bei Brochow, in dessen altertümlicher Kirche Chopin getauft ward, drängt die erregende Handlung sich zusammen. Ein Veratsfall ist das in dumpfen Stimmungen festgehaltene Motiv, dem die Gestalt einer Polin romantischen Reiz gibt.

Deutscher Wille (Kunstwart). Erstes Oktoberheft 1916. (Kriegsausgabe zu ermäßigtem Preis. Vierteljährlich 3,60 Mk. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) — Der Leiter des Festes, mit dem der „Kunstwart“ seinen 30. Jahrgang beginnt, handelt über die „Presse im Kriegszustand“ und sucht die Summe dessen zu ziehen, was sowohl Schriftleiter wie Leser aus dem gegenwärtigen Zustand für die Zukunft an Folgerungen ziehen werden. Wolfgang Schumann schreibt über den literarischen Expressionismus in einem Aufsatz über „die neue Richtung in deutschen Schrifttum“, Franz Wirtler über die gegenwärtigen Zustände auf dem Gebiete der Musik. Wilhelm Stapel bespricht Heinrich Bölls „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe“. Ferdinand Avenarius behandelt an der Hand von Abbildungen die angeblichen deutschen Bilderskulpturen, die uns von den Begnern vorgeworfen werden. Er weist nach, wie sehr zu Unrecht uns dieser Vorwurf gemacht wird. Fälschungen mit der Absicht auf Verleumdung liegen in Deutschland überhaupt nicht vor. Professor Raimund Friedrich Kaindl erörtert in einem Aufsatz über „Militärzense und Militärverwaltung“ diese wirksame Form des Zensurwesens, die vielleicht auch in der Zukunft eine Rolle spielt. Es folgen eine Anzahl „Arbeitergedichte aus dem Felde“.

Die Theaterfrage behandelt Wilhelm Kiefer in der von ihm herausgegebenen Monatschrift für das deutsche Kunst- und Geistesleben „Bühne und Welt“, und zwar in dem soeben erschienenen Oktoberheft. Wilhelm Kiefer, der um seine Zeitschrift lange vor dem Kriege schon die eigentlichen Urheber der Theaterreformbewegung sammelte, gibt in diesem Aufsatz einen Rückblick auf die Entwicklung der Bewegung und nimmt zu dem Hildesheimer Verbands zur Förderung deutscher Theaterkultur Stellung. Neben dieser Abhandlung enthält das Fest einen Aufsatz des 50jährigen Dichters Julius Savemann über „Preußen und Kunst“, daran anschließend eine Würdigung über ihn selbst von Jakob Bödewadt. Der Franziskanerpater Dr. Expeditus Schmidt läßt in demselben Feste einen Aufsatz über „Die literarische Fremdherrschaft in Deutschland und der Krieg“ erscheinen. Der weitere Teil des Festes ist neben einer Abhandlung von Hugo Vennewitz „Weimar, deutsche Weltanschauung und Weltfriede“ dem verstorbenen niederdeutschen Dichter Johann Hinrich Febrs gewidmet. Das sehr inhaltreiche Fest kostet 60 Pfg. und ist durch jede Buchhandlung, die Post und den Verlag von „Bühne und Welt“, Hamburg 36, zu beziehen.

Türkischer Sprachführer. Eine Sammlung von Gesprächen, nebst kurzer Grammatik, alphabetischen und systematischen Wörterverzeichnissen und einem Anhang: Militär und Marine. Von Dr. Paul Bröncke, (vormals) Dragoman in der Generaldirektion Ihrer Hoheit der Vizekönigin-Mutter von Ägypten. Leipzig, Desse & Wader Verlag. 160 Seiten.

Wie wir unser Eisern Kreuz erwerben“. Selbsterlebnisse. Nach persönlichen Berichten der Inhaber des Eisernen Kreuzes 1914. Bearbeitet von Friedrich Frhr. v. Dmcklage-Campe, Generalleutnant z. D. 14. bis 16. Lieferung. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57, Potsdamer Str. 88.

Rösselsprung.

Pflicht	mann	be-	ten	gend	dei-	o	o-
ihm	Saa-	beine	streut	las-	der	schwei-	ge-
Sä-	ra-	sei-	dich	ob	und	hen	nicht
ne	von	der	ten	stüß	se	sie	tue

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:

S H H
a e e
l l k
S a l a m a n c a
H e l m s t e d t
H e k a t o m b o
n e m
c d b
a t e